

Oberösterreichische Heimatblätter

Herausgegeben vom Institut für Landeskunde von Oberösterreich
Schriftleiter: Dr. Franz Pfeffer

Jahrgang 14 Heft 2

April-Juni 1960

Inhalt

	Seite
Franz Pfeffer: Oberösterreichs Straßennetz in der Römerzeit. Zur römischen Topographie zwischen Inn und Enns	65
Johann Sturm: Die gotische Pfarrkirche zu Vorchdorf	97
Günther Probst: Die Brüder Prueschenk	115
Josef Aschauer: Volkskundliches aus Laussa	128

Bausteine zur Heimatkunde

Friedrich Morton: Der Flammleistenhobel. Ein längst vergessenes Werkzeug zur Holzbearbeitung	139
Friedrich Morton: Die „Tranggin“	141
Das Forstwesen im Salzkammergut	142

Schrifttum

Franz Haslinger: Ein Standardwerk der Stifter-Forschung	144
---	-----

Zuschriften an die Schriftleitung (Manuskripte, Belegstücke):
Dr. Franz Pfeffer, Linz a. d. D., Bahnhofstraße 16, Ruf 26 8 71

Zuschriften an den Verlag (Versand, Abonnement- und Einzelbestellungen):
Institut für Landeskunde von Oberösterreich, Linz a. d. D., Bahnhofstr. 16, Ruf 26 8 71

Druck: Oberösterreichischer Landesverlag, Linz a. d. D.

Volkskundliches aus Laussa

Von Josef Aschauer (Laussa)

Wenn man fast 30 Jahre in einem Bergdorf als Pfarrer tätig ist, gewinnt man in das Leben der Bergbauern einen tiefen Einblick, besonders wenn man, Bleistift und Zettel in der Hand, allerhand Erlauschtes aufzeichnet.

Die „Ungunst des Reliefs“ (Heimatland, Jg. 1957, Heft 1, S. 3) zeigt sich auch hier; seit dem Bestehen der Pfarre im Jahre 1870 sind bis 1938 mehr als 700 Menschen abgewandert, und die Bevölkerung ist durch den Abgang des Überschusses nicht mehr geworden. Die Arbeit wird, besonders im Hochsommer, der ihre Dauer von 4 Uhr früh bis 9 Uhr abends ausdehnt, zur „Schinderei“. Der Bauer ist daher gezwungen, den Boden richtig auszunutzen. Das führt zur genauen Naturbeobachtung, aus der sich bestimmte Ansichten über die jahreszeitliche Witterung ergeben.

Wetterregeln

„Wie die Tage zu Weihnachten, die Rauhächte, so die Monate des Jahres.“ Das heißt: die zwölf Tage vor und nach Weihnachten — naß oder trocken — bestimmen den Wettercharakter der zwölf Monate. 1955 wurde auf diese Tatsache oft hingewiesen.

„Andrä kalt, Thomastag warm“ (30. November und 21. Dezember).

„Am Blasiustag (3. Februar) soll es schneien. Da soll der Wind neun Mutl Schnee durch ein buchenes Astloch jagen“ (5 Mutl = 1 Metzen = 52 kg).

„Dritter März Kunigund, kummt die erste Wärm von unt.“

„Dá März braucht á Fleisch, nimmt ers net in Vieh, nimmt ers in die Leit.“ Das heißt: im März werden Vieh und unter Umständen die Leute krank.

„Geht der März ein wie eine Sau, geht er aus wie eine Frau.“ Das heißt: schlechter Monatsanfang, gutes Monatsende.

„Wenn im März bei abnehmendem Mond ein Gewitter ist, wird kein Obst, und wenn noch so viele Blüten auf den Bäumen stehn.“

„Ums Labmoar is 's Wetter recht unsicher“ (Laubmarch = Laubmarke, Laubgrenze). Im Frühjahr werden im Gebirge die Bäume nicht gleichzeitig grün. So wie die Schneegrenze, um 1450 Meter, deutlich sichtbar ist, so die Laubgrenze. Sie liegt im April bis Mai um 950 Meter. Am Spadenberg (1080 m) sieht man deutlich, wie ober dieser Grenze noch alles grau, unter ihr bereits grün ist. Ober 900 Meter gedeihen die Obstbäume nicht mehr gut.

„Wenn das Eichenlaub früher kommt als das eschene, dann nasser Sommer“ (Mitteilung eines alten Jägers).

„Dá Habern bringt d' Sunn und nimmt's á wiedá.“ Im Frühjahr, wenn der Hafer gebaut wird, steigt die Sonne bedeutend, und im August, zur Zeit der Haferernte, nimmt sie merklich ab.

„Wenn der Saudorn (Rotdorn oder Weißdorn) blüht, gehn die Fische in die Bäch“ (Bách = Seitenbäche der Enns, die durch langen Regen Schneewasser bringt).

„Wann dá Uabál vom Ofen abásteigt (oder d'Fäustling ausziágt), wird's warm“ (Uabál = Urban, Namensfest: 25. Mai).

„Wenn die Brennessel recht schön sind und nicht ‚lukrat‘, gibt’s keinen Hagel“ (Post hoc, propter hoc?)

„Wenn die Frösche im Grase naß sind, bleibt es schön; wenn sie trocken sind, kommt Regen“ (Das hängt wohl mit dem Tau zusammen).

„D’ Mágdálená tuat gern bacherln.“ An diesem Tage, 22. Juli, regnet es meistens.

„Wanns d’ Királeit arengt, regnts die ganz Wochá“ (Királeit = Kirchgänger am Sonntag).

„Das Kornsaamer“ (Kornaussähen) ist im September in der Quatemberwoche (der dritten Woche des Monats).

„Wenn die Herbstzeitlosen blühn, kommt sechs Wochen später der erste Reif, und noch sechs Wochen drauf der erste Schnee.“

„Solange die Herbstzeitlose im Frühjahr blüht, solange kommt noch Schnee.“ Dies war 1941 und 1942 der Fall.

„Wie sich die Grummetweide im Herbst zusammensuchen läßt, so die Heuweide im Frühjahr.“ Das heißt: langer Herbst, langer Winter.

„So weit der Schnee am Klementntag, so weit liegt er am Georgentag“ (23. November und 23. April).

„Glettregen“ ist der Regen ins Glatteis.

Brauchtum im Jahreslauf

Das Leben des Bergbauern spielt sich in von alters her festgesetzten Regeln ab, die teilweise seit der altgermanischen Zeit, teilweise seit der Christianisierung oder auch für manche Sparten seit der Rekatholisierung des Volkes in Geltung sind. Man hält sich genau daran. Hier gilt: wer die Religion kennt, kennt auch den Brauch.

1. Geburt und Taufe

Nach der Geburt eines Kindes soll die Mutter sechs Wochen lang nicht außer der „Dach-tropfen“ gehen, erst dann kann der erste Gang in die Kirche zur Vorsegnung erfolgen. Der Taufgang ist wie überall feierlich: Vater, Taufpatenleute und Hebamme gehen zuerst in die Sakristei, dann zum Taufmahl, wobei der Priester immer eingeladen ist. Das „Krösen-geld“ ist dem Täufling in die Windeln gesteckt. Die kostbare Taufkerze wird vom Vater besorgt. Über die hier vorkommenden Taufnamen schrieb ich einen eigenen Aufsatz, aus dem ich folgendes bringe: Während um 1300 die Namen Ulreich, Kuenrat, Duerinch, Dietreich, Engelman, Leutold, Ruedel, Meinhart, Perchtold, Herrant, Wernher, Marchard, Walchum, Geisel, Alram, Heinzel und Reinprecht, bei den weiblichen Kindern Diemut und Reichmuet gegeben werden, ändert sich das Bild mit der Reformation (um 1600) auf Johann, Georg, Wolff, Daniel, Adam, Matthäus, Andreas und Michael, während die älteren männlichen Namen Ulrich, Gothard, Leonard, Friedrich, Bernard, Erhard, Reichard und Sebald, Oswald und Rupert und die weiblichen Maria, Catharina, Regina, Eva, Rosina, Elisabeth, Susanna, Salome, Sara schon nur mehr vereinzelt sind. Auch kommen sehr oft Zusammensetzungen von zwei Namen vor. Dies hält sich fast bis zum ersten Weltkrieg. In der Zwischenzeit sind neue Namen hinzugekommen, und seit dem zweiten Weltkriege — Kriege sind immer bedeutende Einschnitte im Volkskörper — gibt es hier die in Deutschland

gebräuchlichen auch beim einfachen Bauernvolk, so Herbert, Helmut, Adolf(!) und Herta, Helga, Eveline, Roswitha, Lidwina, Helga, Hilda. Die Bräuche aber sind geblieben!

2. Hochzeit

Diese ist für den Bauern wirklich eine hohe Zeit! Wochenlang wird vorbereitet, eingeladen, das Mahl beim Wirt bestellt mit der beiläufigen Zahl der Gäste, die Böller werden beim Pfarrhof abgeholt usw. Wenn das Brautversprechen vorüber ist, steckt die Braut dem Bräutigam ein Myrthenbüschlein auf den Hut. (Dieser Brauch ist aber abgekommen.) Das Brautgewand mit dem Brauthut wird aufbewahrt und bei feierlichen Anlässen immer noch getragen. Nach der Hochzeit wird es beim Wirt zum Fotografieren, und man legt Wert darauf, daß der Pfarrer auch auf dem Lichtbild ist, zum späteren „Angedenken“. Ich schaue mir immer bei den alten Männern die Ennstaler Bauerntracht, besonders die Weste und das Bindl, an, das noch das alte ist wie vor 40 und noch mehr Jahren. Beim Zug zur Kirche gibt es das sogenannte Aufhalten: bei jedem Hause wird der Zug angehalten und zum Trinken eingeladen. Das kommt immer mehr auf und wird nach der Sitte in der Steiermark mehr zum Mißbrauch. Vor 1914 blieben alle Laussinger Hochzeitsgäste bis in der Frühe im Gasthause. Im Mittelalter hat es vielleicht Tage gedauert.

Um 1900 gab es noch die breiten klobigen Betten („Kastenbetten“), nur holzgenagelt, die als Brautausstattung gegeben wurden. Sie sind längst zusammengehauen und verbrannt. (Mitteilung B. A., 82 Jahre alt.) Als Unterlage diente der Strohsack, darüber die „Fleimtuchent“ (auch jetzt bei den alten Höllwertsleuten), also mit Haferfleim (Haferspreidern) gefüllt.

Getanzt wurde wie üblich, besonders der „Sauboárische“. Mein Gewährsmann traute sich den Text nicht zu sagen. Es werden Lieder gesungen, bei denen einem Abgebrühten die Haare zu Berge stehen. Auf meinen Anlaß wird das jetzt weniger geübt. Schosser hat seine Lieder in der Absicht gedichtet, dem entgegenzuwirken, leider nicht immer mit Erfolg. Gesungen wird gerne auch der „Trádium“, bei dem alle Stände verulkt werden und der zum Anhören ist. Das Raufen kommt sehr selten vor.

3. Tod und Begräbnis

Wenn es zum Sterben kommt, ist das „Versehen“ sehr wichtig. Man will doch alles in Ordnung haben und es schaut besser aus, wenn das auf dem Totenbilde! steht. Die Verwandten, Freunde und Nachbarn kommen „heimsuchen“ und bringen etwas mit (Wein, Biskotten usw.). Geht es besser, heißt es: „Er is wiedá á bisl fruádiger“. Kommt der junge Göd zum Paten, sagt er: „Ná wiás'ß ön Gödn oárbát!“ (Wenn es ihm nämlich schlecht geht.) Vom Doktor will der alte Bauer nichts wissen; ihm genügt der Pfarrer. Seit Bestehen der Straße werden die Leute in das Spital übergeführt. Die alten Bräuche schwinden damit von selbst.

Immer noch Brauch ist das „Wachten“. Man singt und betet und schwätzt bis etwa zwölf Uhr nachts. Das Totenstroh wird verbrannt in der Richtung, wohin die Leiche getragen wird. Dabei wird gebetet. Ins verbrannte Stroh soll man nicht hineinsteigen, sondern vorübergehen und beten. Bevor der Sarg aus dem Hause getragen wird, wird mit ihm dreimal das Kreuz gemacht, dann werden vor dem Hause fünf Vaterunser zu den heiligen fünf Wunden gebetet. Fremde Pferde, nicht die eigenen, fahren den Toten zur Kirche. Alle werden eingeladen zum

Totenmahl, das bei einem der beiden Wirte gehalten wird. In der Kirche wurde nach dem Libera ein Totenlied gesungen, das aber jetzt wegen der schauerlichen Strophen nicht mehr verlangt wird; es ist ein altes Urlaubslied. („Nun, jetzt muß ich von euch scheiden, liebste Eltern, Brüder . . . usw. mein, muß verlassen alle Freuden und muß in das Grab hinein . . usw. muß verfaulen ganz und gar.“) Text und Melodie sind unter den Kirchenchorsachen aufbewahrt. Man schließt das Grab gleich zu, denn wenn über einen Feiertag ein Grab offen ist, stirbt wer. Auch wenn im Orte wer stirbt, sterben bald darauf noch zwei im selben Orte.

4. Verschiedene Bräuche

Winter. Es gibt drei Rauhnächte: Weihnachten, Neujahr, Dreikönig, darunter zwei „dürre“ und die letzte, die „foaste“ Rauhnacht. Auf dem flachen Lande (besonders im Innviertel) heißt es: „Rauhnácht sán vier, zween foást und zween dürr.“ Zu Weihnachten muß in jedem Hause eine geweihte Weihnachtskerze und ein Schnaps sein. Wenn die Kerze erlischt oder abbricht, stirbt im kommenden Jahre jemand aus dem Hause. Die Kerze brennt von sechs Uhr abends bis sechs Uhr früh. Sie heißt die „Heilignachtkerzn“. Es wird bis zwölf Uhr gebetet, gesungen (die alten Krippllieder) und fest getrunken. Leider kommen oft Burschen angeheitert zur Mette, und es ist dann keine stille, Heilige Nacht, sondern das Gegenteil. In neuerer Zeit werden die Gräber zu Weihnacht und Neujahr beleuchtet und kleine Christbäume aufgestellt. In manchen Häusern gibt es zu Weihnachten und in den darauffolgenden Feiertagen den „Hoanlbirnmöst“, eine eigene Gattung nicht ganz vergorenen Mostes, für besondere Gäste (Pfarrer, Schulmeister, Gemeindesekretär).

Die Herbergsuche vor Weihnachten wurde hier durch eine Frau aus Maria-Neustift eingeführt, ist 1935/36 abgekommen und wird jetzt wieder geübt. Bei Hereintragen der Statue wird gesagt: „Sei gegrüßt, o Jungfrau rein, mit Freuden nehme ich Dich herein. Verehren will ich Dich von ganzem Herzen, laß auch du mich nicht in meinen Todesschmerzen.“ Die Statue kommt abends gegen sechs oder sieben Uhr ins Haus und bleibt bis zum nächsten Tag. Es sind neun Häuser. (Über die Neunzahl siehe Weinhold.)

In der Zeit von Weihnachten bis Neujahr werden keine Schuhe geschmiert. Der 27. Dezember ist der „Kletzenbrotháns!“ (Johannes-Evang.), im Gegensatz zum „Suniwendháns!“ (Johannes d. Täufer, 24. Juni).

In den Faschingtagen wurde beim Höllwerts auf einem Baum für den Wind in einem Körbchen von jeder „Richt“ (Speise) etwas hineingegeben; das fraßen dann die Vögel. Wie es scheint, war in jedem Orte immer nur eine Person, die den Wind fütterte, so in Losenstein die alte Schiferin (Stiedelsbach 15, Heimatbuch Losenstein, S. 187). Im Fasching wurde bei Hochzeiten getanzt, auch sonst in den Häusern, aber auch Spiele wurden gemacht. Ich nenne von den üblichen Bauernspielen das „Mühlheinln“. Mit einem leeren irdenen Milchtopf wurde auf den Tisch geschlagen, nach Art des Pilotenschlagens, der Krug durfte nicht zerbrechen. Dieses Spiel wurde auch bei Hochzeiten geübt.

Der Blasiustag, „Blasntag“ (3. Februar), ist für die Holzknechte ein „Windfeichtá“. Wer den Tag nicht einhält, hat ein Unglück bei der Waldarbeit.

Vor dem Kriege wurden in Losenstein und wohl auch in Laussa die Blasius-Semmeln geweiht. Ich führte diesen Brauch nach dem zweiten Weltkriege wieder ein. Sie werden vom Volk auch „Pfarrersemeln“ genannt. Sie waren in der Mitte zum Auseinanderbrechen

und wurden nicht „schimplig“, auch wenn man sie das ganze Jahr aufbewahrte. (Vgl. Zöpfl, Deutsche Kulturgeschichte, II. Bd., S. 53, Fladenweihe.)

Der 25. März, Mariä-Verkündigungstag, ist „Mostjahrtag“. Warum und was das bedeutet, konnte ich nicht herausfinden. Vielleicht, weil um diese Zeit der Most vom Vorjahre schon ausgereift und trinkbar ist.

Das Beichtengehen ist für viele eine ungute Sache. „Der Herbst ist da die schönste Zeit, denn im Winter ist es kalt, im Sommer heiß und im Frühjahr ist das Beichten“: so ein fröhlicher Spruch. Früher waren hier elf Tage zum Beichten bestimmt, heute macht man es mit einem Aushelfer in vier Tagen. Um 5 Uhr früh beginnt es; man gibt nach der Beichte beim Mesner ein Lichtgeld und eine Spende zum Blumenschmuck (beides für das Heilige Grab), dann ist gemeinsame Kommunion und Messe, man kauft im Geschäft ein „Beichtkipfel“, bekommt zu Hause „Schnitten“ oder sonst ein besseres Essen und hat den ganzen Tag frei. Man ißt selber ein Beichtkipfel und bringt den Leuten daheim etwas mit, Pomeranzen (Orangen), Zigarren usw. Im Wirtshaus ist das „Beichtzetteleinweichen“ der Brauch. Leider wird oft ein Rausch daraus, der die ganzen guten Vorsätze wieder wegschwemmt. Trotz allem: ohne Beichte möchte doch niemand sein; da ist der Gebirgler zu tief gläubig. Palmsonntag: Seit alters gibt man in den Palmbuschen Segenbaum (Zeder), Schradl, Buchsbaum, Eichelblätter, Haselstaude, also fünf Stück. Auch Zwitter hat man gerne in den Buschen, die mit Äpfeln und bunten Bändern versehen sind. Es ist ein schönes Bild, wenn an einem hellen Frühlingstage die Masse der Buschen aus der Kirche herausströmt, so recht ein Bild der Volkskraft! Eichenlaub im Palmbuschen soll über der Türe hängen, das ist ein alter Aberglaube. Den Buschen soll man gleich heimtragen und damit dreimal ums Haus laufen.

An einem Freitag darf nicht gejuchzt werden (wegen der wilden Jagd? Oder wegen des Gedenkens an Christi Tod?), sonst immer. Seit 1938 hat sich das aufgehört. Heute sind keine Sensenmäher mehr und die Motormäher lassen dazu keine Zeit und keine Lust. Es würde auch nicht zusammenstimmen!

Der Weiße Sonntag ist der „Ahnlsunta“. Da geht man zu den Gödnleuten mit Geschenken. Oft werden ganze Körbe mitgetragen, hauptsächlich mit Eßwaren. Die „Godnkipfl“ sind etwa 50 cm im Durchmesser.

Vor Georgi (24. April) soll das Vieh keine Glocken tragen, ebenso nicht nach Michaeli (29. September). Das Vieh ist in den sogenannten Hausweiden ums Haus herum.

Am Florianitag (4. Mai) wird kein Feuer angezündet, höchstens das notwendige im Ofen. Am Pfingstsonntag oder Pfingstmontag soll man „auf d'Heh gehn, da kriagt ma koan Kopfweh“. (Das heißt, man soll auf einen Berg — den Sonnberg, im südlichen Pfarrgebiet — hinaufgehen.) An diesem Tage ist das „Heiligngeistfanga“ der Brauch. Das heißt: man geht betend durch die Felder. (Man möge sich an diesen Ausdrücken nicht stoßen; sie sind nicht spöttisch gemeint, sondern gesunder Bauernhumor. Auch die Heiligen werden sehr vermenschlicht dargestellt. Sie stehen dadurch dem Bauern näher.)

Im Frühjahr und Herbst geht eine Wallfahrt nach Maria-Neustift; sie darf nicht auf Straßen gehen, sondern nur auf Feldwegen, nach einem alten Gelöbnis (Hungersnot 1817). Das Mariazeller Wallfahrtslied wird dabei gesungen („Nun, so sein wir kommen an, Maria“).

Kommt man an einem Kreuz vorbei, betet der Vorbeter, und die anderen beten es nach: „Sei uns gegrüßt, o heiliges Kreuz, sei uns ein Schlüssel zum Paradeis, ein Schifflein zum Fahrn, auf dieser müäsáligén Welt, eine Leiter zum Himmel!“ Der Weg dauert vier Stunden und geht entweder über den Spadenberg (1018 m) oder im Tal des Pechgrabens. Auf der Durchlaufner Höhe, einem alten Paß, stoßen die Wallfahrer aufeinander und gehen mitsammen. Früher gingen die Leute zu Fuß nach Mariazell (vier Tage) und auf den Sonntagberg (zwei Tage). Wer zum erstenmal nach Mariazell kam, mußte um das Kreuz oder die Fahne herumgehen und ein Opfer bringen (Erstlingsopfer).

Sommer: „Wann d'Leit's Korn weit anbaun“ (bei geringer Düngung viel anbauen), darf man sich nicht wundern, daß „d'Hälfte Durscht und Plentn“ ist, also schlechtes Korn. 1788 (Josephinisches Lagebuch) wurde zwei- bis dreifacher Same geerntet, jetzt acht- bis zwölffacher.

Am Sonnwendtag, vor Sonnenaufgang, werden an alle Fensterkreuze Haselstauden gesteckt, als Schutz gegen Blitzgefahr. Und wenn „d'Eis kemmán“ (Hagel), haben die Leute „Antláß-pfingstá-Oar“, am Gründonnerstag gelegte Eier, vor das Tor gelegt. Die Ernte beginnt. Der alte Bauer geht in den „Auszug“, er bekommt das „Währungsgeld“, das Auszugsgeld (das Gewere = die Sache); da „habns' án Vürstánd ghabt“: eine Streitigkeit bei Gericht (am Gerichtsschranken stehn), „á Stürmel á schens“: eine kleine Weile wurde gestritten. „Schier bar vül“ (ziemlich hoch) ist den Jungen der Auszug vorgekommen.

Gerade bei solchen Anlässen gibt es noch alte Ausdrücke. So „gedázt“ für versteuert, „Kámp“ für das Holzgestell, das den Ziegen oder Schweinen um den Hals gegeben wurde, damit sie nicht durch den Zaun gehen können. Was auf dem flachen Land nur in den alten Urbarien erhalten ist, wurde von den Leuten hier noch immer gesprochen. Beim Mähen finden sich, besonders im Frühjahr, an sonnseitigen Hängen halbmondförmige Flächen, wo eine „Dendlingstatt“ ist (eine Stelle, wo Schwämme wachsen). Wer mit der Heufuhr umwirft, bekommt „Bärenfleisch“ zu essen (Fleisch vom nicht kastrierten Saubären, das nicht gut ist, weil es „brunzelt“). Er kann sich auch gefaßt machen, daß ihn der Bauer „auszaussen“ (ausgreinen, tadeln) wird. Wird es Mittag, so sagt man: „Es ist scho hásn zwölfi“ (fast beinahe zwölf Uhr). Wenn das Korn gedroschen ist, kommt es in die Hausmühle. Sie ist bei jedem größeren Haus. Die ursprüngliche, noch bei den Steinzeitmenschen gebräuchliche Handmühle wurde durch den Einfluß der Klöster, in unserem Falle Garsten, um 1100 von der Wassermühle verdrängt. Da heißt es „Tomerl, Tomerl, Tomerl“, wenn die Mühle viel Wasser hat, aber „Anere, Anere“ wenn die Mühle langsam geht (vgl. Thomastag bis Andreas-tag). Heute sind die Hausmühlen fast ganz abgekommen.

Die Bäuerin gibt „Urchl“, Urhab, Sauerteig in das Brotmehl. Brot und Kartoffel sind Hauptnahrung, den „d'Baun haltn an“. Erdbohnen oder „Baun“ nannte man früher die Kartoffel, die hier erst nach dem großen Hungerjahr 1817 mehr in Gebrauch kamen.

Es kommt der Herbst und mit ihm das Mostmachen. Neben Birn- und Äpfelmost gibt es den Äschkizlwein (aus der Hagebutte gewonnen). Mir fällt das Wort Askituna (Aschachgau) ein, denn es wird auch aus der Eberesche, der „Zizerbeere“, Wein gemacht. Ob da nicht ein lautlicher Zusammenhang ist? Wenn die Bäume voll Obst sind, werden die Äste mit den „Furkeln“, gegabelten Ästen, angespreizt (lat. furca = die Gabel).

Der faule Knecht bückt sich zu Boden, „seinstens wia wann er Äpfel klauben tat“ (seinstens oder auch „gottigkeit“ = quasi, gleichsam, wie wenn).

Im späten Herbst ist das „Stráhmáhn“; da das Laub und auch das Stroh spärlich ist, wird an schlechten Berghängen das Farnkraut stehengelassen und im Herbst als letzte Arbeit gemäht. Das gibt dann als Abschluß des Wirtschaftsjahres die bekannten Bauernspiele. Das Farnkraut wird hier „Sagerer“ (vielleicht von griechisch „saharos“) genannt (Saharos = Streitaxt); die Blätter des Farns sind nach zwei Richtungen gezahnt, wie die griechische Axt es war.

Man geht noch gern ins Freie, denn „d’Zimmerluft tuát oáhn besli“, besonders den kränklichen Menschen. Abgelegene Orte, die etwas Unheimliches an sich haben, nennt man „oándáchtí“. (Nur einer ist es, der dort denkt, eben der gerade dort Weilende.)

Wenn es kalt wird, ist man froh um eine warme Stube im Haus, das entweder aus Holz oder aus Stein gebaut ist. Bei vielen Häusern war das Giebelfeld eine „Glewand“. In diesem Ausdruck ist das slawische Wort glehn = gluni (Lehm) enthalten. (Mundartlich „anglehn“ = schmierig machen). In einen festen Rahmen wurden Fichtenzweige, zwei Meter lange Wipfel, um Stäbe gewunden und mit Lehm verschmiert, eine billige und feuerfeste Bauweise. Das brannte nicht nieder. Man sieht heute noch solche Wände, gewundene, geflochtene Stäbe. Diejenigen, die innerhalb dieser wohnten, waren die „Verwandten“.

Zu Allerheiligen ist das „Stuhllesen“ der Brauch (Bezahlen, Einlösen der fälligen Kirchensitzgelder. Stuhl=Sitz).

Man geht auch mit der „Godnsach“ zu den Patenleuten. Tierarzt und Doktor sind schwer zu holen, der ist weit weg. Da muß man sich selber helfen. Vielleicht kann der Nachbar „an Anschloápf“ (einen Rat für das Vieh) geben. Der kann mit dem „Laßeisel“ dem Stier das Blut lassen. Manche Frau versteht sich auf das Blutstillen. (Vgl. Heimatland, Jg. 1956, S. 51.) Der Frau in den Wechseljahren mit ihrer „Übergangshand“ kann vielleicht die Ahnl (lat. anus = das alte Weib) eine Hilfe geben (Ähnl = Großmutter). Einer hat den Schnupfen, der „hat gflodázt in der Nasn“, da hilft nur „warm haltn“. Und wenn der Laussinger in die Fremde geht, kann er wohl die „Hoamkrankát“ haben. In den Soldatenbriefen an den Seelsorger kam das oft zum Ausdrucke.

Im Winter beim Kienspan, in der „Schwarzen Kuchel“ — die letzte verschwand um 1940 — sitzen die Leute; in dieser spärlichen Beleuchtung gedeiht das Unheimliche.

Aberglaube

Der erste Pfarrer Buchner, ab 1. März 1870, schreibt in der Chronik: „die Leute haben hier einen furchtbaren Aberglauben“ und die Steyrer sagen: die Laussinger sind bekannt, daß sie es immer mit dem Teufel zu tun haben. Ein Pfarrer von Maria-Neustift klagt um 1700: „Ob die Teufelskünste und Hexereien sich mit dem Gebürg vergesellschaften“, das heißt sich immer mehr ausbreiten, und Adam Wolf meint: „Die alten germanischen Sagen sind seit dem 16. Jahrhundert mit dem Teufels- und Hexenglauben vermengt worden, was früher nicht der Fall war.“ (Geschichtliche Bilder aus Österreich, I. Bd., S. 32, Wien, 1878.) In der Sölk, in Steiermark, ist einem der Teufel erschienen bei einer Mauer, mit einem großen breiten Hut (Wodan); was dort war, wird wohl auch hier gelten. Besonders der Hexenglauben hat eine weite Verbreitung gefunden. So gibt niemand zu Ostern als

Geschenk nur ein Ei, immer deren zwei. Sonst werden die Kühe verhext. Mit der neuen Zeit mit ihrem elektrischen Licht, Radio, Motorenlärm sind die Geister und Hexen endgültig gebannt.

Die N. N. war eine Hexe. Sie hat 24 Kühe umgebracht; als sie starb, war sie ganz schwarz. Sie hat im Stall immer geflickt; trotz allen Mitteln wurde das Vieh hin. Es war verhext mit der Kornähre oder der „zwillischen Gerstenähre“. Beim Sterben war das Bahrtuch blutig (Incubus, Vampirglaube). Die N. N. war eine gute Viehdoktorin. Wer gut helfen kann beim Vieh, der kann auch das Vieh gut umbringen. Sie blieb nie beim Haus, trotz des guten Auszuges, den sie hatte. Wenn sie kam, wurde das Vieh hin, wenn sie wegging, wurde es krank.

Man hat es nicht gern, wenn das Vieh bei einem Besuch gelobt wird. (Er „verschreit“ das Vieh.) Auch am Sonnberg war eine Zauberin, die „einem am Sonnwendtag etwas macht“. Das Weib stak im Vieh, rief bald dort, bald da auf ein Vieh, welches lief. Die Hexe war ganz nackt. Die beiden Männer, die auf dem Wege nach Steyr (über den Sonnberg) auf die Weide gegangen sind, wollten das Vieh nicht anrühren. Sie haben auch auf einer Kuh nackte Hexen reiten gesehen. Dem Vieh geschah nichts, die Hexe hat es nur „probiert“. Wenn man ein „Spenkalbl“ (Kalb zum Aufziehen) kauft, bindet man ein rotes Tuch um die Mitte, damit es niemand verschreien kann.

Der Pfarrer Schrott von Großbraming (vor 1900) hat genau gewußt, wie viele Hexen in seiner Pfarre sind: neun! Der Hexenglaube ist bei den alten Leuten auch jetzt noch nicht ausgestorben. Ein alter Bauer sagte einem meiner Gewährsmänner: „Ich weiß eine Frau in der Pfarre, wenn die nicht will, geschieht nichts.“ Beim alten K. hatten sie keine Milch, beim Nachbar schon. Das geschah durch eine Heez-Kröte, die sich beim Melken an das Geschirr gehängt hatte.

Aber auch die Männer „konnten etwas“. Beim B. im Pechgraben war eine Kalbin verschwunden. Der Bauer mußte die Kette bringen. Der Pfarrer sagte es ihnen, wo sie sei. Sie fanden sie „in án Wurzwaller“. (Wenn ein Baum umgerissen wird, so heißt die Lücke „Wurzwaller“.) Über die Fischerhöhe bei Losenstein führten sie eine Eiche mit dem Wagen hinaus. Sie konnten nicht mehr weiter. Sie waren verhext. Da stieß der Fuhrmann ein Messer ins Roßkiss (Pferdeggeschirr), der Mann, der daheim war und das Ganze aufhielt, war tot (vgl. die Steinzeitmenschen in ihren Zeichnungen). Der alte R. am Kirchenberg konnte etwas: „Er hatn derhabt“.

In Laussa war ein Wildschütz, der „gfrert“ war. In Spadenberg mußte er am Hag steigen, da konnte er vom Jäger nicht geschossen werden. Der Jäger traf den Rehbock, nicht den Wildschützen. Die Kugel fiel hinab. Der Vater des alten R. sagte: „Stell dich auf die Mauer, ich erschieß dich.“ Der Wildschütz traute sich aber nicht. (Zu Spadenberg vgl. Depiny, Sagenbuch.)

Wildschützen und Jäger sind bekanntlich Feinde. So haben die Wildschützen einen Jäger an einem Waldbärhaufen angebunden (Waldbären = große schwarze Waldameisen). Im Pechgraben war ein Jäger, der hat drei Wildschützen umgebracht. Der letzte war nicht ganz tot, er bettelte um sein Leben, aber es half nichts. Der Jäger steckte ihm einen „Stachelstecken“ in den Mund und er war tot.

Der alte Stadler am Sonnberg sagte mir: „Die Zigeuner, die kinnán ja was (Form der Be-
teuerung). Sie habn sogar in Tenn gheizt.“ „Gib uns an Oárl“, sagt die alte Zigeunerin,
rieb das Ei in der Hand und man sah einen Totenkopf in der Hand. Im Sch.-Haus am
Sonnberg hat es im Laufe von sieben Jahren dreimal eingeschlagen. Darauf hat eine Zi-
geunerin als Grund eine Quelle angegeben. Man baute das Haus weiter oben, wo es jetzt
steht. Der alte K. Michl in Losenstein konnte für das Ausbiegen der Ochsen wenden.
Eine Kuh hatte Warzen am Bauch und am Euter. Da mußte etwas geschehen, sollte das
Vieh nicht zugrunde gehen. Man besorgte einen Apfel. Ich fragte, wozu? Da sagte mir die
„Anbraucherin“: „Sind Sie älter als ich?“ Ich bejahte. „Dann kann ich Ihnen keine Aus-
kunft geben, weil sonst das Ganze nicht wirken würde. Ich kann es nur einem Jüngeren sagen.“
(Mitteilung Frau P. in Kr.)

Es geistert

Wenn zu Weihnachten der Totenvogel heult, der Hund winselt oder eine Eule im Rauchfang
ist, dann stirbt jemand im Hause. Kugfahrt, der Erbauer der Kirche in Laussa, war sehr
reich. So oft er von Losenstein heimging, soll ihm ein verummter Mann begegnet sein,
der ihm sagte: „Wenn du nicht die Hälfte deines Geldes zu guten Zwecken verwendest,
ist dir der glühende Sessel (die Hölle) so gut wie sicher.“

Beim Kreuzweg am Ofen stand eine Kapelle, früher, um 1500, ein Kreuz. Dort standen
einmal zwölf im Kroas (Kreis). Da wurden sie gefragt, wie viele sein sollen. Sie sagten,
zwölf! Der Frager sprach, der dreizehnte gehört mir. Da war er verschwunden. Überm Weg
stand dort einmal ein Totensarg. Einer ging zurück, einer sprang über den Sarg und wurde
erstochen. Es war der Großvater des alten Sch.

Fälscher von Grenzen werden mit ewiger Strafe bestraft, bis die Grenze berichtigt ist. Der
Vater der Frau H. erzählte, daß er noch einen Geist gesehen hat, der an der Grenze auf-
und abging. Erst wie er auf der Grenze gerade fortging, wich der Geist ab. Der Pfarrer von
Wolfarn hat ihn gebannt, konnte aber dafür nicht Messe lesen. Er brauchte vier Stunden zu
einer Messe.

Geistererscheinungen werden „Fuchtlmänner“ genannt. Im Turnhäusl im Pechgraben hat
es gegeistert. Dort sollen zwei Franzosen ermordet worden sein. Ebenso soll beim Huthaus
auf der Vorderplatten ein Franzosengrab gewesen sein sowie hier und in Laussabach sechs
oder sieben Pestgräber. Im Gaisberg war die „Mooskatz“ mit leuchtenden Augen, und wegen
der „Bercht“ läßt man hier den Löffel in der fetten Suppe stehen.

Allerhand Mittel

Wer die Gelbsucht hat, soll in einen Meßkelch schauen. Der alte B., der sowohl diese Sucht
als auch den Krebs hatte, bat mich, ihn doch in einen Meßkelch schauen zu lassen. Ich
lehnte es ab.

Die am Karfreitag gelegten Eier werden von den Frauen, die am Karsamstag gelegten von
den Männern gegessen.

Ein Mittel gegen Auszehrung: man legt ein Ei in ein noch nicht benütztes Häferl, dies stellt
man in einen Ameisenhaufen, dann ist die Auszehrung weg.

Geht eine Wiese ab, so legt man eine Kette in einen Ameisenhaufen, dann hört der Bergsturz auf.

Für das Vieh wird Pechöl zu Heilzwecken verwendet.

Wenn es „á Gfáh“ hat, darf ein Baum nicht geschlagen werden. (Gfáh = Aberglaube.) In Spadenberg sah ich einen Baum, der war frisch gehackt und hatte drei Kreuze am Baumstrunk. Während der Baum fällt, werden die Kreuze schnell eingehackt. Meist wird der erste und letzte Stamm des Tages mit drei Kreuzen versehen, besonders am Abend werden drei Kreuze eingehackt. Am Spadenberg ist ein Bründl. Wenn der Weltkrieg zu Ende ist, findet sich ein Häuflein von 15 Soldaten; wenn die getrunken haben, „verliasn sich die toáln Mandl im Nebel“ (toáln = diese selbigen). Ich hörte diese Worte um 1935 und mußte daran denken, wie 1945 mehrere Soldaten heimlich über den Spadenberg heimflüchteten, da der Krieg noch nicht zu Ende war (gibt es bei manchen Menschen ein Hellschen?). Sehr verbreitet sind im Volke die Weissagungen. Im Kriege kamen oft alte Leute und erklärten die damaligen Verhältnisse aus der „Sybilla“; ich mahnte zur Vorsicht, da es vom Staate anders ausgelegt wurde. Ich bringe „höchst merkwürdige, bis auf den heutigen Tag in Erfüllung gegangene Prophezeiungen eines alten Mönches in Poolhen vom Jahre 1790 bis zum Ende der Welt im Jahre 2000. Aufgefunden und ausgezogen aus einer alten Klosterchronik“. Leipzig, bei Franz Lima. 1848: furchtbare Revolution in Europa. 1856 Untergang Venedigs. 1870: Überwindung des Papstes. 1938: allgemeiner Krieg der ganzen Menschheit. Er zerstört die größten Städte. Untergang der Welt 2000.“ Zum Schlusse noch etwas über die Lieder, die früher gesungen wurden, jetzt aber nur mehr vereinzelt zu hören sind.

Weihnachtslieder

Sie sind vielfach gedruckt bei Kraußlich in Urfahr oder auch in Steyr bei Menhart.

Meist heißt es am Anfang: „Gedruckt in diesem Jahr“, und „Im Ton“, wobei der Liedtext eines andern Liedes angefangen wird. Die Wiedertäufer, die um 1550 in Steyr und Garsten, also ganz in der Nähe, waren, dichteten und sangen viele Lieder „im Ton von“ (vgl. Wolf, Geschichtliche Bilder aus Österreich, I. Bd., S. 100, wie oben). Vielleicht stammt die Liedfreudigkeit hier aus dieser Zeit.

Die meisten sind bekannt (vgl. Heimatgaue, Jg. 4, 201 ff. u. Beil., S. 304, und Heimatgaue, Jg. 15., S. 216). In vielen Häusern werden diese Lieder auch jetzt noch in der Heiligen Nacht gesungen. Der alte Stadler, ein Sternsinger, wußte so viele Lieder, daß er die ganze Nacht singen konnte. Es gibt noch dort und da gedruckte und geschriebene Sammlungen solcher Lieder.

Das Singen in der Heiligen Nacht vorm Kripperl war eher ein Spiel. Der Bauerssohn vom Peilsteinergrute in Losenstein machte den Gloriaengel. Dann kamen die drei Hirten, alte Nagelschmiede, und warfen sich bei der Stubentüre zu Boden mit den Worten: „Heh, Bua, Dástl, daß d'hiatz hast gschlafá, reck dein Kopf auf d'Heh, tua a wengerl umágaffá, schau, mein Bruada, was ist das?“ Der erste Hirte ging dann zum Kripperl, der zweite und dritte folgte, und es begann das „Kripperlansingen“, wofür sie eine gute Jause bekamen (Mitteilung Frau N. aus Laussa, 76 Jahre alt). Die Nagelschmiede haben auch selber Lieder erfunden,

so „Juchhe und hopsch, wiá toll gehts heut heh, wie bin i net gschprungá beim Psalter musme (wohl laudamus te?). Bald hiefür, bald zruck und übequerks á, i wollt ja gern tanzn, wanns nu válaubt wá“.

In Mitterberg gibt es eine Sammlung von gedruckten Liedern aller Art, besonders Totenlieder aus den Jahren 1810 bis nach 1850, aus den Verlagen Gregori Menhart, Steyr, Franz Josef Medter (Niederösterreich), Joh. Mich. Pramsteidl; Ph. Kraußlich, Urfahr; Abraham Wimmer, Steyr, Haas'sche Buchdruckerei, Wels; Joseph Frisch, Neustadt.

Das „Wachten“, die Totenwacht, ist noch immer in Übung und die alten Lieder werden dabei gesungen, bekannte und weniger bekannte, meist sehr abgeschmackt. So singt der alte K., ein 80jähriger Jäger, „den Petrus sei Glatzn“ (ein Totenlied?).

Früher wurde auch während des Jahres viel gesungen. An Samstagen abends „Porten des Himmels“, nach dem Rosenkranzgebet; an Sonntagen nachmittags verschiedene Lieder, Wildschützenlieder, Moritätenlieder, „Veda Hanns, was tragt die Gans auf ihrem Schnabel?“, das Schärnreitner-Lied, ortsübliche Jodler (drei Jodler des alten Loanbichler wurden im Radio übertragen).

Im Jahre 1930 hörte ich im Gasthause singen. Mir fiel auf, daß der Schluß eines Liedes nach abwärts ging, wie ein unvermittelter Abbruch. So etwas habe ich im Jahre 1927 in Kroatien gehört, natürlich nicht den Text, auch nicht die Weise, aber den Abschluß des Gesanges. Damals war in Krk auf einem freien Platze, wie es dort üblich, ein Tanz. Die Musikanten saßen auf einer Kiste, sie hatten hauptsächlich Klarinetten und Blechblasinstrumente, so wie bei unseren Tänzen. Wäre es möglich, daß sich Weisen aus der Zeit der slawischen Besiedlung bis heute erhalten hätten?

Die neue Zeit bringt vieles zum Verschwinden. Darum habe ich diese Erfahrungen im Interesse der heimischen Volkskunde aufgeschrieben.